

Trinidad & Tobago, für immer bevorstehendes Paradies

Nachdenken über das Verhältnis von Kultur und Postkolonialität anlässlich einer Reise/ Von Silvia Henke

Ankommen

Die wesentliche Eigenart von Inseln ist die, dass man nicht einfach aus einem Nachbarland einreist: auf einer Insel kommt man an, man kommt von weit, man kommt übers Meer. So sind die Grenzen, die es zu überwinden gilt, nicht nur geografischer und administrativer, sondern auch mythischer Art. Davon zeugen schon die Berichte der Kolonisatoren.

Die Ankunft in Trinidad war für Kolumbus, der 1498 die Insel «entdeckte» und ihr den Namen gab, den sie heute noch trägt, keine einfache Sache. Nachdem die indianischen Ureinwohner der Insel auf seine zwei Angebote, näher zu kommen, nicht eintraten, liess er an Bord eine «Fiesta» veranstalten: Junge Männer aus seiner Schiffsmannschaft begannen zu einem Tambourin zu tanzen. Kolumbus wollte die Insulaner mit europäischer Kultur anlocken. Doch diese haben seine Inszenierung nicht als Friedenszeichen, sondern als Kriegserklärung verstanden und alsbald begonnen, mit Pfeilen auf die Mannschaft zu schießen. Kolumbus musste die «Fiesta» absagen und seinen Männern befehlen, ebenfalls zu schießen.

Hat man dieses Ankunftsfiasko, das Kolumbus in seinen Schiffstagebüchern notiert hat, bei der Ankunft im heutigen Trinidad im Kopf, kann man das Fiasko von 500 Jahren Kolonialgeschichte relativ schnell abschätzen. Am Flughafen empfängt einen Nescoffee-Plakatwerbung und auf Monitoren in der Eingangshalle des Piarco Airport werden Videoclips mit Karnevals Bildern im Look von MTV endlos abgespielt. Eines ist damit sofort gewiss: Im heutigen Trinidad lösen die Inszenierungen europäischer und amerikanischer Kultur keine Kampfansagen mehr aus. Sie sind längst eingegangen in die Lebenspraxis und Selbstdarstellung des Landes und verbergen dort sehr wirksam, dass sie Kriegserklärungen gegen innen sind, tägliche Angriffe auf die kulturelle Identität.

Eine kulturelle Identität, die durch die Jahrhunderte Kolonialherrschaft so verunsichert wurde, dass sich offensichtlich niemand wundert, warum auf einer Insel, die den besten Kaffee auf der Welt angepflanzt hat, heute alle nur noch Nescoffee trinken. Aber, um noch einen Moment auf dem Flughafen zu bleiben: Die Zeugnisse einer der westlichen Kultur vorauseilenden Anpassung werden immerhin konterkariert durch die Passkontrollen, die ausschliesslich von schwarzen Zollbeamten durchgeführt werden und die umständlicher und unfreundlicher nicht sein könnten. Hier wiederum scheint zu gelten: Je weisser der Einreisende, desto länger das quälende Prozedere von Prüfungen und Fragen.

Es gibt also mindestens einen Widerspruch, der sich einem bei dieser Ankunft auf der Insel einigermassen jäh einprägen muss: der Widerspruch zwischen einer übereifrigen Ausrichtung auf die Moderne, das heisst auf die Kultur der ehemaligen Kolonisatoren, und einem mürrisch-hostilen Stolz, der, wie die *corbeaux*, die Geier, die überall in Trinidad kreisen, dunkle Schatten wirft auf das unter karibischem Himmel so leicht dahergesagte «no problem, man».

Der Anker des Kolumbus

Vor dem Royal Victoria Institute in der trinidadischen Hauptstadt Port of Spain ist noch immer zu besichtigen, als kulturelles Denkmal, der leicht rostige, in Beton eingemau-



Immer auch ein Ort mythischer Art ...

Foto Silvia Henke

erte Anker, den Kolumbus – so die Aufschrift – möglicherweise bei seiner stürmischen Einfahrt in den Golf von Paria verloren haben soll. Während in Genüa also gross und siegesreich das Denkmal des Kolumbus im Hafen steht, findet sich hier statt eines eigenen stolzen Nationaldenkmals dieser Anker, ein Relikt der ursächlichen Unfreiheit der Insel, wie der Schlüssel zur Frage nach dem fehlenden Selbstbewusstsein, von dem alle Politiker und Intellektuellen der Insel reden. Zuerst haben die Spanier die Amerindians vertrieben, ermordet oder für den Tabakanbau rekrutiert. Ab 1783 fassten die Franzosen Fuss auf der Insel und holten innerhalb weniger Jahre Tausende von afrikanischen Sklaven aus den eigenen Kolonien oder direkt aus Afrika auf die mittlerweile florierenden Zuckerrohr-, Baumwoll- und Kaffeeplantagen. Die Spanier liessen sie gewähren, sie hatten untereinander Handelsabkommen.

1797 verloren die Spanier die Kolonie an die Engländer; für 167 Jahre blieben Trinidad & Tobago britische Kolonie. Als 1834 die Sklaverei offiziell aufgehoben wurde, hatten die Schwarzen nach Jahrhunderten der Sklaverei keine Lust, als «freie» Menschen auf den Plantagen weiterzuarbeiten. Die britischen Plantagenbesitzer holten neue Arbeitskräfte aus Indien nicht mehr als Sklaven, sondern als Kontraktarbeiter. 1941 dann erhielten die Amerikaner von den Briten das Recht, einen Flottenstützpunkt auf der Insel einzurichten: man hatte Öl entdeckt. Die nächsten Jahrzehnte machen sich amerikanische Ölfirmen breit, und als 1962 die Insel politisch unabhängig wird vom «motherland», bleibt keine andere Zukunft als die ökonomische Abhängigkeit von den US-Konzernen. Eine eigene wirtschaftliche Entwicklung der Insel ist auch deren Interesse nicht: Sie gerät schnell in das, was Martin Walser in seinem Reisebericht über Trinidad & Tobago als postkolonialen «Würgegriff» der Weltmacht Amerika diagnostiziert hat. Diese Weltmacht kann es nicht stören, dass die trinidadische Jugend sich von «Kentucky Fried Chickens» ernährt, während die Kokosnüsse liegen bleiben.

Das wenige Geld, das die Regierung für das Öl bekommt, muss wieder an die amerikanischen Firmen zurückgehen für den Import von Grundnahrungsmitteln. Und das auf einer Insel, deren Treibhausklima alles wachsen lässt, auf der die Vielfalt von Früchten, Gemüse und ein professioneller Fischfang alle ernähren könnten. Aber statt in eine Fischfangflotte zu investieren, importiert man jährlich für etliche Millionen Dollar Fische. Während wir in den paradiesischen Buchten von Tobago den schlauen Pelikanen bei ihrem morgendlichen Fischfang zusehen, streiten sich am Ufer die Einheimischen um die magere Beute, die sie mit den vom Strand her ausgeworfenen Netzen an Land ziehen konnten. Ein eigenes Fischerboot können sich nur ganz wenige leisten.

Wo steckt wohl der Anker des Kolumbus, fragt man sich, wo steckt er tiefer, bei den unsichtbaren Drahtziehern der Metropolen oder in den Köpfen der Leute hier, dieser Leute, deren einstiger schwarzer Premierminister, der berühmte Dr. Eric Williams, nach Erlangen der Unabhängigkeit schrieb, «eine Rasse wurde befreit, aber keine Gesellschaft wurde geformt». Was wäre, aufgrund einer so zertrümmerten Geschichte, eine selbstbewusste Gesellschaft?

Black and white

Natürlich erwarte ich als Weisse in Trinidad, wo es ausser zur Karnevalszeit wenig Touristen gibt, in einer Gesellschaft also, die zu 42 Prozent aus Schwarzen, zu 38 Prozent aus Indern, zu 15 Prozent aus Gemischten und zu 5 Prozent aus Chinesen, Syrern, Amerikanern und Europäern besteht, natürlich erwarte ich die Feindseligkeit, die einer Weissen gebührt. Ich nehme es als gerechtfertigt hin, auf der Strasse misstrauisch belauert und grob um Geld angegangen zu werden. Sämtliche Aussagen der Trinidadier selber zum Rassenproblem auf den Inseln, die ich mir vorsichtig einhole, sind widersprüchlich. Während der schwarze Taxifahrer und der indische Literaturprofessor mit der gleichen Emphase versichern, dass es in Wirklichkeit keine Rassenprobleme gäbe, dass zwar alle aufeinander schimpfen, sich aber doch mögen, schreibt V.S. Naipaul über Trinidad, dass es in Wirklichkeit nur ein Rassenproblem gibt: das zwischen Indern und Schwarzen. Die Weissen, schreibt er, würden sich umsonst geisseln für das Verhalten ihrer Gruppe. Denn die Schwarzen und die Inder hassen und verachten einander gegenseitig jeweils unter Bezugnahme auf die weissen Vorurteile, die Weissen sind quasi überflüssig geworden in der Rivalität der Rassen.

Auch hier funktioniert das Kolonialerbe bestens. Die Inder der Mittelschicht, mit denen ich spreche, sind wie die ehemaligen Plantagenbesitzer überzeugt, dass die Afrikaner faul und unfähig sind, während die Schwarzen den Indern den Respekt verweigern, weil sie nicht weiss sind. Sämtliche Schwarzen auf Trinidad behandeln mich mithin freundlicher als meine indischen und halb indischen Begleiter. Dann hätte Naipaul also Recht und ich bin als Weisse schnell aus dem Schneider. Verrückterweise haben es die Weissen also geschafft, praktisch ohne eigenen Bevölkerungsanteil jede Rassenrivalität für sich zu entscheiden, es spielt gar keine Rolle, ob die Regierung schwarz oder indisch ist.

Der inseeleigene Fernsehsender wird abgefüllt mit US-Trash, die Läden mit unbrauchbarem Plastikgeschirr, der *Trinidad Guardian*, die grösste Zeitung im Land, gehört einem Amerikaner, ebenso wie die Werbeagenturen, die es sich leisten können, ungehemmt mit weissen Gesichtern für amerikanische

Produkte zu werben. Muss es einen dann noch wundern, dass vor einigen Wochen an einem der schönsten Strände von Tobago, einem Privatstrand im Besitz von Weissen, ein Schwarzer, der das Eintrittsgeld nicht bezahlte, von einem schwarzen Polizisten erschossen wurde? Die weissen Besitzer konnten sich diskret im Hintergrund halten und den Vorfall bedauern. So viel hat die Säuberung von «Black Power» und der Niedergang der Revolutionsversuche von 1970 gebracht.

Längst haben Werbeagenturen den einstigen Slogan des schwarzen Aufstandes in ihrem Sinn geändert: «There's more power in black» lautet die Werbung für den amerikanischen Whisky «Black Label». Womit man gewissermassen mit der Stimme der Schwarzen das inseeleigene Nationalgetränk, den weissen Rum «Old Oak», ausgedredet bekommt.

Ich bekomme eine vorläufige Antwort auf die Frage nach der Rivalität zwischen Schwarz und Weiss ebenfalls am Strand. Ich lasse meiner Tochter von einer afrikanischen Einheimischen Zöpfe flechten im *afro hair style*. Sie verlangt ungerechnet fünf Franken pro Zöpflein, was schlicht unbezahlbar ist. Aber ihr Gesichtsausdruck ist unmissverständlich. Sie weiss, dass der Preis völlig phantastisch ist, sie kommt kaum in Verlegenheit, als ich sie auf einen Fünftel herunterhandle und gibt mir mit einer Mischung aus Verachtung und Schalk zu verstehen: Die Preise und Löhne hier stimmen für uns Nigger so oder so nicht, egal, was du zahlst.

The islands write back

Wenn die Besitzergreifung der Insel durch Kolumbus teuflisch war, sagt Kenneth Ramchand, Professor für westindische Literatur an der St. Augustine University von Trinidad, dann sind unsere Schriftsteller und Künstler Exorzisten; jedes Werk ist eine Rückeroberung von physisch oder spirituell enteignetem Raum.

Es kann mithin nicht erstaunen, dass die Figur des Kolumbus eine zentrale Rolle spielt in der westindischen Literatur. Es kann auch nicht erstaunen, dass Ramchand stolz darauf ist, dass er 1984 die erste Professur für westindische Literatur in der Karibik begründete, gerade noch bevor die amerikanische Literaturtheorie die ehemalige «commonwealth literature» durch den Begriff der «postcolonial studies» akademisch verwertet hat.

Den Akt literarischer Rückeroberung versteht Ramchand doppelt. Während wir in Europa die nationale Kennzeichnung der Literatur immer mehr in Frage stellen, hat sie dort eine wesentliche antikoloniale Funktion, ist wichtiger Baustein für die kulturelle und nationale Identität der Inseln nach der Devise: *the islands write back*.

Dies bleibt jedoch, zumindest was die männlichen Schriftsteller angeht, ambivalent. Denn sie alle haben in den 50er Jahren der Insel

den Rücken gekehrt, sind wie jeder erfolgreiche Trinidadier in England geworden, was sie sind, wurden zuerst von britischen Verlagen gedruckt. Verständlicherweise spielt in dieser Literatur der Abschied von der Insel die grössere Rolle als die Ankunft. Und doch hatten sie die Idee einer westindischen Konföderation im Rücken, die in den 40er Jahren von Trinidad ausging; die Idee von Freiheit, Autonomie und Rückeroberung der Inseln ist somit wesentlich in den Begriff der westindischen Literatur eingegangen, in diesen Begriff also, der auf eine geografische Fehlleistung des Kolumbus zurückgeht.

Losing itself...

Während V.S. Naipaul, der die Insel für immer verlassen hat, den Schriftstellern von Trinidad jeden Rang abspricht und in ihrer Literatur mehr rassenkämpferische Selbstverständigung als die angemessene literarische Bösartigkeit sieht, beurteilt Ramchand die Situation anders. Er versucht im Gegenteil, das hinsichtlich Rassenstereotypen desidentifikatorische Moment der Literatur zu vermitteln, ganz im Sinne von Williams, wonach es keine «mother Africa», keine «mother India», nur «being Trinidadian» gäbe. Und worin bestünde dieses «Trinidadian» in der Literatur? Einerseits in der Verwendung von *creole English*, dessen Fluchtpunkt immer ein Entkommen aus der Schrift ist. Durch die Schrift wurde die Insel kolonisiert, die Antwort darauf kann für immer nur sein: eine Reserve zurückbehalten, mit der die Sprache zu Tanz, zu Gerede und zu Musik zu werden vermag. Aber unterstellt man damit nicht einen unkolonisierten, unkorruptierten, authentischen Rest? Vielleicht doch.

Die Suche muss rückwärts verlaufen, meint Ramchand. Aber dann kommen wir nicht von ungefähr auf die Literatur von Frauen zu sprechen. Sie, die in der Regel nicht weggegangen sind, die auf den Inseln zu schreiben begonnen haben, vollziehen diese Rückwärtsbewegung, die oft auch in einer Idealisierung der Natur endet, nicht mit. Wenn sich in Dionne Brands Novelle «Sans Souci» eine Frau, die lebenslanglich gegen die Wucherung der Büsche um ihr Haus gekämpft hat, in eine Hibiskusranke und zuletzt in einen Baum verwandelt, dann geschieht das mit jener Mischung aus Brutalität und Bedauern, aus der etwas Neues entstehen will.

Nicht das Authentische, nicht das Urwüchsige oder verlorene Paradies steht in den Texten vieler Frauen zur Disposition, sondern das Paradies, das bevorsteht. Wie Christine Craig schreibt, liegt es immer genau vor dem Fenster. Was vor dem Fenster liegt, weist aber auf eine offene Zukunft, auf eine Möglichkeit von Kultur, die nicht als geschlossene in der Vergangenheit liegt, sondern als gemischte, die auf den Unterschied zwischen den Kulturen setzt. Beim letzten Blick auf die Inseln aus dem Flugzeugfenster überlege ich, ob diese Zukunft aus unserer Optik auszumachen wäre. Vermutlich nicht.

Literaturhinweise:

Das Paradies liegt vor dem Fenster. Geschichten aus der Karibik, hrsg. und übersetzt von Marlies Glaser und Anita Jörges-Djafari. Lamuv Verlag Göttingen 1999.

V.S. Naipaul, Auf der Sklavenroute. Meine Reise nach Westindien, Hoffmann und Campe 1999.

Kenneth Ramchand, Acts of possession: The new world of the west indian writers. Dr. Eric Williams Memorial Lecture series no. 9/1991.

Martin Walser, Variationen eines Würgegriffs. Bericht über Trinidad & Tobago. Radius Bibliothek Stuttgart 1985.